

JOHANNA
DANNINGER



VORHOF-
FLIMMERN

ROMAN



Montlake
Romance

Johanna Danninger
Vorhofflimmern



Das Buch

Wenn Lena aus ihrer Vergangenheit eines gelernt hat, dann das: Schöne Männer taugen nichts.

Das gilt ihrer Meinung nach auch für den überaus attraktiven Assistenzarzt Desiderio, der es sich ärgerlicherweise in den Kopf gesetzt hat, sie nach allen Regeln der Kunst zu erobern.

Dummerweise geht sein Charme so gar nicht spurlos an ihr vorüber, und seine Hartnäckigkeit hat schon bald gravierende Auswirkungen auf ihren eigentlich so stabilen Herzrhythmus.

Für Lena stellt sich die alles entscheidende Frage: Will Desiderio sie nur in die Kiste bekommen oder meint er es am Ende vielleicht doch ernst mit ihr?

Die Autorin

Johanna Danninger wurde 1985 in Niederbayern geboren. Sie lebt mit ihrem Mann in einer ländlichen Gegend und arbeitet als Krankenschwester in der Notaufnahme eines Kreiskrankenhauses. Geschichten jeglicher Art waren schon immer ihre Leidenschaft. Schon als Kind hat sie viel gelesen und ihre eigenen Kurzgeschichten verfasst. 2013 veröffentlichte sie schließlich ihren ersten Roman in Eigenregie. Das Schreiben ist inzwischen zu einem festen Bestandteil ihres Lebens geworden.

JOHANNA DANNINGER

VORHOF
FLIMMERN

ROMAN



Montlake
Romance

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel »Vorhofflimmern« im Selbstverlag.

Veröffentlicht bei Montlake Romance, Amazon E.U. Sàrl
5 Rue Platis, L-2338, Luxembourg
May 2014

Copyright © der Originalausgabe 2013 by Johanna Danninger
All rights reserved.

Umschlaggestaltung: bürosüd^o München, www.buerosued.de
Umschlagmotiv: www.buerosued.de
Lektorat: Gisa Marehn
Satz: Monika Daimer, www.buch-macher.de

ISBN: 978-1-47782464-1

www.amazon.de/montlakeromance

Inhaltsverzeichnis

[Kapitel 1](#)
[Kapitel 2](#)
[Kapitel 3](#)
[Kapitel 4](#)
[Kapitel 5](#)
[Kapitel 6](#)
[Kapitel 7](#)
[Kapitel 8](#)
[Kapitel 9](#)
[Kapitel 10](#)
[Kapitel 11](#)
[Kapitel 12](#)
[Kapitel 13](#)
[Kapitel 14](#)
[Kapitel 15](#)
[Kapitel 16](#)
[Kapitel 17](#)
[Kapitel 18](#)
[Kapitel 19](#)
[Kapitel 20](#)
[Kapitel 21](#)
[Kapitel 22](#)
[Kapitel 23](#)
[Kapitel 24](#)
[Kapitel 25](#)
[Kapitel 26](#)
[Kapitel 27](#)
[Kapitel 28](#)
[Kapitel 29](#)
[Kapitel 30](#)
[Kapitel 31](#)
[Kapitel 32](#)
[Kapitel 33](#)
[Kapitel 34](#)
[Kapitel 35](#)
[Danksagung](#)

Kapitel 1

In der Notaufnahme des Kreiskrankenhauses Wollbach war es stickig und heiß. Obwohl es erst Ende Mai war, lagen die Außentemperaturen bereits bei nahezu dreißig Grad, was der veralteten Umluftanlage schwer zu schaffen machte. Die Luftfeuchtigkeit schien sich Stunde um Stunde zu erhöhen; und nun, am späten Nachmittag, hatte man beinahe den Eindruck, innerhalb der Räume könnte sich jederzeit ein Gewitter entladen.

»Schwester Lena, Licht bitte«, forderte mich Oberarzt Heimer auf.

Ich kam der Aufforderung nur ungern nach, denn die große OP-Leuchte gab bei Betrieb mehr Wärme ab als so mancher Heizstrahler. Das Phänomen der LED war unserer Krankenhausverwaltung leider noch nicht zu Ohren gekommen, darum mussten wir uns noch mit veralteten Glühbirnen herumschlagen.

Trotzdem musste ein Arzt bei einem Eingriff etwas sehen können, deshalb stellte ich das Licht an und richtete den Leuchtkegel auf das Operationsgebiet. Der dazugehörige Patient zuckte sichtlich zusammen.

Mitfühlend tätschelte ich ihm die Schulter.

»Ist gleich vorbei«, säuselte ich meinen Standardberuhigungsspruch, der den Patienten jedoch nicht wirklich zu besänftigen schien. Er stieß ein leises Wimmern aus. Fachmännisch ließ ich meinen Blick über ihn gleiten. Flache Atmung, gelblich weiße Hautfarbe, kaltschweißig ..., jahrelange Erfahrung in der Notaufnahme sagte mir sofort, dass der Mann kurz vor einem Kreislaufkollaps stand.

Ich tauschte mit Oberarzt Heimer einen vielsagenden Blick.

»Na schön, wir sollten uns beeilen«, seufzte er. »Pinzette, bitte.«

Der Patient wimmerte etwas lauter und starrte mit großen Augen das Instrument an, das ich dem Arzt reichte.

»Nicht hinsehen«, sagte ich sanft.

»Es wird gar nicht wehtun«, fügte Heimer noch an.

Ein eher ungläubiges Schnaufen entwich dem Patienten, doch er ließ ergeben seinen Kopf auf die Liege zurücksinken und schloss die Augen.

Der Oberarzt beugte sich über den Mann und setzte konzentriert die Pinzette an.
»Sooo ...«

»Aaaaah!«

»Stillhalten!«

»... und schon haben wir es!«

Ich hielt dem Arzt eine Kompresse entgegen und nahm das Corpus Delicti in Empfang.

»Ist alles weg?«, fragte der Patient um Atem ringend. »Ist alles draußen?«

»Mal sehen ...« Kritisch betrachtete ich das schwarze Etwas auf der Kompresse.
»Körper, Beine, Kopf ... ja, eindeutig eine komplette Zecke.«

Der Mann blinzelte ein paar Mal, dann stöhnte er erleichtert auf: »Gott sei Dank!«

Oberarzt Heimer zog eine Braue hoch und begann, ein paar Zeilen für den Hausarzt zu kritzeln. Nun, eigentlich waren es genau zwei Zeilen – Diagnose: Zeckenbiss, Therapie: Zecke entfernt, Weiterbehandlung: Beobachtung der Bissstelle.

Eigentlich schade ums Papier, aber so war das mit der Bürokratie im Gesundheitswesen.

Während der Patient sich langsam wieder beruhigte, ertränkte ich die Zecke in Desinfektionsmittel und entsorgte sie fachgerecht im Mülleimer.

»Sie können sich jetzt wieder anziehen«, sagte ich zu dem Mann, da seine Gesichtsfarbe wieder im Normbereich erstrahlte.

»Und was ist mit der Wunde?«, fragte er mich ängstlich. »Bekomme ich denn keinen Verband?«

Stirnrunzelnd betrachtete ich den winzigen roten Punkt, der die Bezeichnung »Wunde« nicht einmal annähernd verdient hatte. »Wissen Sie«, meinte ich schließlich gedehnt, »ich würde sagen, in Ihrem Fall verzichten wir darauf.«

»Warum?«

»Na ja, ich glaube nicht, dass es sehr angenehm ist, ein Pflaster vom Hoden wieder abzuziehen.«

Der Mann überlegte kurz. »Wahrscheinlich nicht«, pflichtete er mir bei. Dann stand er auf und zog seine Hose hoch.

Dramatische Szenen spielten sich im Wartezimmer ab, als ich den Herrn seiner besorgten Ehefrau übergab. Jeder unwissende Beobachter war sich sicher, dass wir dem Mann soeben das Leben gerettet hatten.

Natürlich hatten wir das, dafür ist die Notaufnahme schließlich da!

Mit einem leichten Kopfschütteln ging ich zurück in den Behandlungsraum und gesellte mich zu OA Heimer, der gerade ein Röntgenbild betrachtete.

Er warf mir einen skeptischen Seitenblick zu. »Und, Lena? Sie haben ja gar keinen männerfeindlichen Spruch auf den Lippen? Das bin ich von Ihnen aber nicht gewohnt!«

Ich räusperte mich leicht. »Nun, ich übe mich in Mitgefühl.«

Heimer schmunzelte. »Aha.«

Natürlich glaubte er mir nicht, dafür arbeiteten wir beide schon zu lange zusammen. Der wahre Grund für das Unterlassen eines entsprechenden Kommentars war nämlich, dass mir so viele auf der Zunge lagen, dass ich mich schlichtweg nicht entscheiden konnte. Ich schluckte sämtliche Harte-Kerle-weiche-Teile-Sprüche hinunter und besah stattdessen ernst die Röntgenaufnahme eines gebrochenen Unterarms.

»Wollen Sie reponieren?«, fragte ich den Arzt.

»In diesem Fall schon. Der Arm ist schon zu sehr geschwollen, um sofort zu operieren. Wir müssen ihn erst ein paar Tage ruhigstellen.«

Ich nickte. »Bruchspaltanästhesie?«

»Ja, zehn Milliliter sollten reichen.«

»Natürlich reicht das«, meinte ich und wandte mich zum Gehen, »schließlich gehört der Arm zu einer Frau.«

Drei Stunden, sechs Prellungen, vier Brüche und einige Platzwunden später saß ich mit meiner Lieblingskollegin Sandra bei einer wohlverdienten Tasse Kaffee in unserer Küche.

Eigentlich war der Raum viel mehr als nur eine Küche. Er war gleichzeitig Aufenthaltszimmer, Büro, Konferenzraum, Entspannungsoase und Gerüchteredaktion. Kurzum: das Zentrum der gesamten Notaufnahme.

Ich nippte zufrieden an meiner Tasse. Obwohl mein Oberteil an meinem feuchten Rücken klebte, genoss ich den heißen Koffeinschub. Für Kaffee konnte es meiner Meinung nach nie zu heiß sein.

Die bedächtige Stille unserer kleinen Pause wurde jäh unterbrochen, als OA Reinmann gestresst hereinrauschte. Der betagte Chirurg war immer gestresst. Ich konnte mich nicht erinnern, den Mann mit dem roten Gesicht und dem ausgeprägten Bierbauch auch nur einmal entspannt gesehen zu haben. Er ging gestresst, er redete gestresst, er lachte gestresst ..., wahrscheinlich konnte er sogar gestresst schlafen. Trotzdem war er ein fabelhafter Arzt und seine gewöhnungsbedürftige Art machte ihn zu einem einzigartigen Mitglied der Krankenhaugemeinde. Reinmann besaß einen grandiosen trockenen Humor, und mit ihm konnte ich herrliche Streitgespräche führen, ob denn nun Männer wirklich das starke Geschlecht waren oder doch eher die Frauen – wobei natürlich Letzteres stimmte.

Reinmann ließ sich lautstark auf einen Stuhl fallen und wischte sich stöhnend den Schweiß von der Stirn. »So eine Affenhitze. Und das im Mai! Ist ja nicht zum Aushalten!«

Ich ignorierte sein Gejammer und breitete stattdessen lieber die Tageszeitung vor mir aus. Sandra erbarmte sich und schenkte dem Doktor eine Runde Mitleid.

»Ach, Herr Oberarzt«, sagte sie, »was machen Sie denn überhaupt so spät noch hier? Haben Sie Dienst?«

»Leider«, bestätigte Reinmann.

»Och!« Sie mimte dabei den Tonfall, mit dem man ein kleines Kind tröstete, wenn es sich das Knie aufgeschlagen hatte. Dem Oberarzt schien es zu gefallen.

»Ja, ich weiß auch nicht, warum ich so viele Dienste machen muss«, jammerte er.

Ich verdrehte die Augen. »Weil Sie dafür bezahlt werden«, murmelte ich, ohne von der Zeitung aufzublicken.

»Lena! Was sind Sie denn schon wieder so zickulös?«

»Ich bin nicht *zickulös*. Ich habe nur die Wahrheit gesagt.«

Reinmann gluckste und grapschte nach der Zeitung.

Hallo? Die Zeitung lag doch wohl eindeutig vor mir!

»Hey!«, schimpfte ich und hielt entschlossen das Papier fest. »Ich lese gerade – wie man im Übrigen deutlich erkennen kann. Sie könnten wenigstens fragen!«

Er hob abwehrend die Hände. »Hilfe! Sind Sie immer so streng?«

»Wenn's sein muss.«

»Ihr Zukünftiger wird es aber mal nicht leicht mit Ihnen haben!«

Sandra knuffte mich frech in die Schulter. »Deswegen traut sich ja keiner an unsere Lena heran.«

»Weil sie Angst haben?«, mutmaßte Reinmann.

»Ja, sie sind total eingeschüchtert!«, bestätigte sie nickend.

Moment mal! Ich war schließlich auch noch anwesend!

Angesäuert schob ich dem Oberarzt den Sportteil zu. »Bin ich zu stark, sind sie zu schwach«, erklärte ich knapp.

Reinmann amüsierte sich köstlich über meinen Spruch. Sandra schüttelte nur skeptisch den Kopf.

»Lena, du und deine hohen Ansprüche«, meinte sie.

»Ich habe keine ›hohen‹ Ansprüche, nur ... Ansprüche«, erklärte ich und versuchte, das Thema damit zu beenden.

»Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?«, wollte Reinmann wissen.

Ich verkniff mir das schnippische ›Dürfen Sie nicht!‹ und antwortete: »Ich bin fünfundzwanzig.«

»Was? Und noch nicht verheiratet?«

Wie bitte?

»In Ihrem Alter hatte ich schon die ersten Scheidungsgedanken!«

Natürlich war das Blödsinn, denn ich wusste genau, dass der Oberarzt schon seit vierzig Jahren mit derselben Frau verheiratet war.

Sandra wusste es ebenfalls, und das sagte sie ihm dann auch. Reinmann ging nicht darauf ein.

»Sie wissen ja, was die Abkürzung EHE bedeutet?«, fragte er feixend. »Errare humanum est. Das heißt übersetzt: Irren ist ...«

»... menschlich«, schlossen Sandra und ich gleichzeitig den Witz, den wir von ihm schon tausendmal gehört hatten.

Reinmann freute sich trotzdem über die Pointe und glättete grinsend den Teil der Zeitung, den ich ihm wohlwollend überlassen hatte. Er las ein paar Zeilen, dann sah er mich an, als hätte er gerade einen grandiosen Einfall.

»Schwester Lena! Nächste Woche fängt der neue Assistenzarzt an. Der wäre doch was für Sie!«

»Gott bewahre! Keinen Arzt!«, schnaubte ich überzeugt.

»Warum denn nicht?«

Ich schenkte ihm einen vielsagenden Blick. »Die sind immer so gestresst.«

Sandra kicherte. Der Oberarzt verstand meinen Wink wohl nicht ganz.

»Ach was«, meinte er. »Dann suchen Sie sich am besten einen Tuckologen. Der ist an Frauen gewöhnt und lässt sich nicht so schnell aus der Ruhe bringen.«

Ich verdrehte im Geist die Augen über das Reinmann'sche Synonym für Gynäkologe, machte ein toderntes Gesicht und sagte: »Männer, die mehr von meiner Vagina wissen als ich selbst, sind mir unheimlich.«

Der Arzt prustete los, während Sandra kurz nach Luft schnappte, bevor sie dann doch kichern musste.

»Haben Sie den neuen Doktor denn schon gesehen?«, fragte sie neugierig und lenkte Reinmann endlich von mir ab.

»Ja, ja!«, bestätigte er eifrig. Er beugte sich verschwörerisch vor. »Ein absolutes Highlight, soweit ich das als Mann beurteilen kann.«

Nun, das konnte er nicht. In der Vergangenheit hatte er uns schon des Öfteren eine vermeintliche Augenweide angekündigt, welche sich stets als ziemlich öde Landschaft entpuppt hatte.

»Macht einen sehr fähigen Eindruck, der Bursche«, fuhr er fort, wobei auch diese Aussage mit Vorsicht zu genießen war. »Er hat schon einige Zeit in der Chirurgie gearbeitet

und er braucht nur noch ein halbes Jahr für seinen Facharzt, also gehe ich davon aus, dass er schon was kann.«

Okay, das klang tatsächlich vielversprechend. Natürlich fiel kein Meister vom Himmel, aber die Assistenten, die frisch von der Uni zu uns kamen, waren dann doch oft mehr als anstrengend.

Reinmann wusste noch mehr zu erzählen, doch in diesem Moment schrillte deutlich die Türglocke und kündigte einen neuen Patienten an.

Ich warf einen sehnsüchtigen Blick auf meine halb volle Tasse zurück, als ich unmotiviert aus der Küche schlurfte.

Patienten konnten einem wirklich die ganze Schicht vermiesen ...

Kapitel 2

Ich träumte sehr seltsame Dinge: Ich saß auf einem Thron und sah schweigend Oberarzt Reinmann an, der lachend vor mir stand und mit einer Zeitung vor meinem Gesicht herumwedelte. Plötzlich stand meine Mutter neben ihm und starrte mich vorwurfsvoll an. »Warum schenkst du mir keine Enkel?«, wollte sie wissen. Ich wollte mich verteidigen, doch ich konnte den Mund nicht öffnen. Immer drängender und flehender wurden ihre Blicke, aber ich starrte nur vor mich hin, während Reinmann immer noch lachte. Meine Mutter wurde ungeduldig, weil ich nicht antwortete, darum riss sie dem Oberarzt die Zeitung aus der Hand, rollte sie zusammen und schlug mir damit immer wieder auf den Kopf, bis es in meinen Ohren zu klingeln anfing. Was sollte das? Sie sollte aufhören! Das Papier vibrierte in ihren Händen und ...

... ich wachte auf und hing für einen Moment in dem verwirrenden Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit fest. Die Zeitung lag auf meinem Nachttisch, brummte und sang weiter vor sich hin, und ich war immer noch wütend auf meine Mutter. Während ich noch darüber sinnierte, was ihr eigentlich einfiel, mich so zu behandeln, realisierte ich gleichzeitig, dass die vibrierende Zeitung mein Handy war und mir die Melodie deswegen so bekannt vorkam, weil es sich um meinen Klingelton handelte.

Die Rollläden waren heruntergelassen, darum mangelte es meinem Schlafzimmer erheblich an Licht. Mein Radiowecker blinkte mir mit seiner gewohnt aufdringlichen Art die Zahlen 09:34 entgegen.

Welcher Vollidiot besaß bitte schön die Frechheit, mich in meiner Spätdienstwoche zu einer solch unchristlichen Zeit aufzuwecken?

Schlaftrunken tastete ich nach dem nervtötenden Handy und gab dabei Geräusche von mir, die genauso gut von einem Affen auf Drogenentzug hätten stammen können. Meine Nachttischlampe fiel mit einem dumpfen Pochen herunter. Ich machte: »Uaaaaarrrrrgmm«, erwischte endlich den Verursacher des morgendlichen Übels und nahm ab, ohne dabei auf das Display zu sehen.

»Grra...llo?«, krächzte ich.

»Einen wunderschönen guten Morgen«, schallte es mir fröhlich entgegen.

Scheiße. Zu viel gute Laune, zu früh am Tag. Die Stimme am anderen Ende gehörte eindeutig zu einer penetranten, quirligen Person namens Vera.

»Lena? Bist du noch dran?«

Ich wollte Ja sagen, brachte aber nur eine Art Grunzen heraus.

»Hey! Hab ich dich aufgeweckt?«

So eine bescheuerte Frage!

Nein, ich hör mich am Telefon immer an wie ein Papagei im Stimmbruch!

Schwerfällig rollte ich mich auf den Rücken und räusperte mich. Immerhin war Vera meine beste Freundin, also hatte sie es verdient, dass ich mit ihr ein freundliches Gespräch führte.

»Ich hasse dich«, sagte ich.

Vera kicherte. »Ja, ja. Mensch, Süße, es ist ein herrlicher Tag! Du kannst doch nicht den ganzen Vormittag verpennen.«

Konnte ich sehr wohl! Warum auch nicht? Ich war ledig, hatte keine Kinder und wohnte in einem winzigen Appartement eines Wohnblocks. Was zum Teufel sollte ich den ganzen Vormittag lang treiben? Alle meine Freunde arbeiteten tagsüber, und im Fernsehen kam zu dieser Tageszeit nur Schrott. Außerdem war Schlafen eindeutig eine meiner Lieblingsbeschäftigungen.

»Hallooo, Lena! Schläfst du schon wieder?«

»Ja.«

»Ach komm, jetzt sei nicht so muffig. Willst du gar nicht wissen, warum ich anrufe?«

»Du hast mich aufgeweckt, weil du sadistisch veranlagt bist«, vermutete ich.

»Nö. Ich habe gerade etwas erfahren, das dich bestimmt interessieren wird.«

»Hat es etwas mit einem Lottogewinn zu tun, den du jetzt mit mir teilen willst?«

»Nein, aber ...«

»Langweilig!«

Vera stöhnte laut. »Dummkopf, jetzt hör mir doch erst einmal zu!«

Ich brummte und rieb mir ergebnislos über das Gesicht. »Okay.«

»Eine Arbeitskollegin hat mir gerade erzählt, dass *Pink* im September nach München kommt«, erklärte Vera.

Ich schoss so abrupt in die Höhe, dass ich mir mit meinem Daumen beinahe selbst ein Auge ausgestochen hätte. »Was?«

»Ha, ich wusste doch, dass dich das interessiert!«

Natürlich wusste sie das. Wir beide waren schon zusammen zur Grundschule gegangen und seither unzertrennlich. Vera kannte mich sehr gut. Manchmal sogar besser als ich mich selber. Und daher war es kaum verwunderlich, dass sie wusste, dass ich eine absolute Pink-Verehrerin war und ich mir schon immer gewünscht hatte, die Sängerin einmal live zu sehen.

»Gibt's noch Karten?«, stieß ich aufgeregt hervor. Meine Morgenmuffigkeit war wie weggeblasen.

»Na ja, das ist ein wenig problematisch, deshalb habe ich dich gleich angerufen«, sagte Vera langsam. »Ich wollte gleich im Internet Karten reservieren, aber da hieß es dann, das Onlinekontingent, oder so ähnlich, ist bereits ausgeschöpft.«

»Na toll! Und darum rufst du mich an?«, maulte ich.

»Tss, jetzt halt endlich die Klappe! Online ist kein Kauf mehr möglich, aber es werden immer einige Karten für die Vorverkaufsläden zurückgehalten, die an irgendeinem Klubprogramm teilnehmen. Ich hab den Namen von dem Zeug vergessen, aber ich weiß ... Trommelwirbel bitte! ... dass der Presseshop in der Kahnstraße dazugehört!«

Ich kratzte mich ungläubig am Kopf. »In unserer Kahnstraße? Hier in Wollbach? In unserem Kaff?«

Man muss dazu sagen, dass Wollbach eine niederbayerische Kleinstadt mit knapp zehntausend Einwohnern ist, gerade mal über zwei Tankstellen verfügt, von denen keine

länger als bis dreiundzwanzig Uhr geöffnet hat, und nicht einmal ein Fast-Food-Restaurant vorweisen kann.

Die Bezeichnung »Kaff« war daher durchaus angebracht.

»Ja! Du weißt schon, der Laden neben dem Schuhgeschäft«, bestätigte Vera. »Wer hätte das gedacht, dass in Wollbach jemand überhaupt schon einmal von einem erlesenen Klubprogramm gehört hat?«

»Und dann auch noch daran teilnimmt.«

»Genau, das habe ich mir auch gedacht. Darum habe ich vorsorglich dort angerufen, weil ich sichergehen wollte. Und, ja, – sie haben noch Karten. Aber ich durfte nicht telefonisch reservieren. Die letzten werden nur noch bei Sofortkauf herausgegeben.«

Geschockt sprang ich aus dem Bett. »Die letzten? Warum hast du das nicht gleich gesagt?«

Ich hörte Vera noch gedämpft protestieren, während ich das Handy zur Seite pfefferte und verzweifelt nach meinen Jeans tastete. In der Aufregung vergaß ich sogar, dass mein Schlafzimmer über einen Lichtschalter verfügte, darum stolperte ich in der Dunkelheit herum und holte mir bei meinen panischen Anziehversuchen diverse blaue Flecken. Wirklich erstaunlich, wie oft man sich das Schienbein an derselben Bettkante stoßen konnte.

Irgendwie schaffte ich es, lebend aus dem Raum zu kommen, stürzte noch schnell ins Bad, hielt mich aber nicht lange mit diversen Kleinigkeiten auf, wie beispielsweise Zähneputzen oder Haare kämmen, und stürzte schon sechs Minuten nach dem Telefonat das Treppenhaus hinunter. An der Eingangstür stellte ich fest, dass ich meinen Geldbeutel vergessen hatte, darum stürzte ich wieder hinauf, packte das Teil und raste sogleich wieder hinunter, wobei ich ungefähr vier Stufen auf meinem Hintern überwand.

Keine Zeit für Schmerz. Muss Konzertkarten kaufen!

In einer Mischung aus Gehen, Laufen und Humpeln verließ ich das Mehrfamilienhaus. Die Kahnstraße lag nicht weit von meinem Wohnblock entfernt, darum verzichtete ich auf meinen alten Ford und eilte zu Fuß den Gehweg entlang in Richtung Stadtzentrum. Dieses bestand aus einer Kirche, einer Bankfiliale, der Realschule und einer Fußgängerzone von der Größe einer geräumigen Parkbucht.

Auf meinem Weg musste ich mindestens sieben fahrradwütigen Rentnern ausweichen und konnte nur durch meine jahrelange Actionfilmerfahrung das Schlimmste verhindern.

Völlig außer Atem, verschwitzt und hinkend bekam ich endlich die Kartenvorverkaufsstelle in Sicht. Ich wollte die letzten Meter vor der Ladentür nutzen, um wenigstens ein bisschen menschlich auszusehen, darum verlangsamte ich mein Tempo und zwang meine blonde Mähne zu etwas, das man mit viel Fantasie einen Pferdeschwanz nennen konnte. Ohne Bürste verhielten sich meine Haare allerdings wie pubertierende Teenager und weigerten sich, wo es nur ging.

Der haarsträubende Kampf beanspruchte meine volle Aufmerksamkeit. Ein Mann verließ schwungvoll den Laden und ich bemerkte ihn erst, als ich mit voller Wucht gegen ihn prallte. Durch den Zusammenstoß fiel zu allem Überfluss auch noch mein Geldbeutel hinunter, den ich irgendwie in der Ellenbeuge eingeklemmt hatte, um beide Hände für den Haargummi freizuhaben.

Nun war es so, dass sich in solchen Situationen das Schicksal immer auf besonders grausame Weise zeigen wollte, darum öffnete sich bei dem Aufprall das Kleingeldfach

meiner Geldbörse und der nicht unwesentliche Inhalt ergoss sich fröhlich klimpernd auf den Asphalt.

Ich hörte das Desaster, bevor ich es mit eigenen Augen sah, denn mein Gesicht presste sich nach wie vor gegen das plötzlich aufgetauchte Hindernis, das rot zu sein schien und zudem unheimlich gut duftete.

Mir dämmerte, dass es sich dabei um ein rotes T-Shirt handelte, und weil der Besitzer des Kleidungsstückes eindeutig atmete, konnte ich eine Schaufensterpuppe ausschließen. Langsam wich ich ein Stück zurück und sah meine Vermutung bestätigt: Ich hatte meine Nase gegen eine fremde Männerbrust gepresst.

Langsam glitt mein Blick über die besagte Brust nach oben und hielt bei den schönsten Augen an, die ich jemals gesehen hatte.

Erst in diesem Moment begriff ich, was der Ausdruck »strahlend blau« wirklich bedeutete.

Der Anblick dieser Tiefe und Schönheit faszinierte mich und ließ mich unwillkürlich alles um mich herum vergessen. Die Farbe erinnerte mich an einen Ozean, und ich wollte mich sofort in ihn hineinstürzen und darin verlieren.

Eine angenehme Stimme riss mich aus meiner Träumerei. »Alles in Ordnung?«

Mein Gehirn brauchte einen Moment, um die peinliche Gesamtsituation zu erfassen. Schließlich erreichte mich die Erkenntnis und ich trat hastig einen Schritt zurück. Ich richtete meinen Blick auf den Boden und schnappte nach Luft. Mit einem hervorgepressten »Verdammter Mist!« ging ich in die Hocke und begann hektisch, das entflozene Kleingeld einzusammeln.

»Tut mir echt leid«, sagte der Mann. »Ich hab dich zu spät gesehen.« Er bückte sich ebenfalls, um mir bei der Münzjagd zu helfen.

»Nein, nein, nein!«, widersprach ich. »Es ist meine eigene Schuld. Ich war gerade ... äh ... in Gedanken.«

Schon nach kurzer Zeit war auch der letzte verirrte Cent eingefangen. Langsam stand ich auf. Mein Hintern beschwerte sich kurz über die vorherige Begegnung mit den Treppenstufen und ich konnte ein schmerzerfülltes Ächzen nicht unterdrücken.

»Hast du dich verletzt?«, fragte er und klang dabei aufrichtig besorgt.

Ich schüttelte den Kopf und wagte es sogar, ihn dabei anzusehen.

Mein Gott, diese Augen!

»Äh ... nein, ich bin vorhin die Treppe hinuntergefallen«, stammelte ich.

»Nicht dein Tag heute, was?«, lachte er und überreichte mir dabei eine Handvoll Münzen.

Ich brachte ein Lächeln zustande, obwohl ich merkte, dass ich rot wurde.

Wie bitte? Ich wurde rot?

Lena, was zum Teufel ist los mit dir?

Diese dämliche Angewohnheit, wegen eines Typen rot zu werden, hatte ich mir schon vor einigen Jahren abgewöhnt. Verwundert über meine eigene Reaktion betrachtete ich den Fremden ein wenig genauer.

Meine Güte, was für ein Mann!

Er war um einen ganzen Kopf größer als ich und von überaus sportlicher Statur. Seine Haare waren schwarz wie die Nacht und der dunkle Schatten eines Dreitagebarts verlieh seinem ebenmäßigen Gesicht einen verwegenen Ausdruck. Seine beeindruckend blauen

Augen hatte ich ja bereits erwähnt. Sie funkelten zwischen dichten Wimpern hervor und wirkten im Komplettpaket sogar noch attraktiver.

Insgesamt sah er aus wie der südländische Urlaubstraum schlechthin, und seine gesamte Erscheinung schrie geradezu nach Sex.

Bei diesem letzten Gedanken erinnerte ich mich an mein eigenes momentanes Erscheinungsbild. Den Kampf mit meinen Haaren hatte ich verloren, daher war ich sicher, dass sie mir vollkommen außer Kontrolle vom Kopf abstanden. Zudem hatte ich noch mein Schlaf-Shirt an, auf dem in riesigen Buchstaben die Band *Iron Maiden* angepriesen wurde – warum ich dieses T-Shirt überhaupt besaß, war ohnehin ein Rätsel. Ich kannte nicht ein einziges Lied von denen! Der Hitze in meinen Wangen nach zu urteilen, war ich feuerrot im Gesicht. Zu allem Überfluss bemerkte ich, dass ich gerade mit offenem Mund einen fremden Kerl anstarrte.

Ich klappte meine Kinnlade wieder zu und hatte es plötzlich schrecklich eilig, aus seinem Blickfeld zu verschwinden. »Sorry, ich muss weg. Tut mir leid. Danke fürs Einsammeln. Tschüss!« Mit diesen Worten ließ ich den Mann stehen und floh in den Presseshop.

Nachdem ich die Tür zugeknallt hatte, lehnte ich mich erst einmal kurz dagegen und atmete tief durch.

Was zum Teufel war das denn gerade? Ich war eigentlich überhaupt nicht der Typ Frau, der sich ständig Gedanken übers Aussehen machte. Es mag sich wohl eingebildet anhören, aber ich wusste, dass ich in den Augen der Allgemeinheit als hübsch galt.

Und warum hatte ich mir dann gerade ernsthafte Gedanken darüber gemacht, wie ich auf einen wildfremden Schönling wirkte?

»Guten Tag. Kann ich Ihnen helfen?«

Ich blinzelte und registrierte vor mir einen Verkaufstresen. Dahinter stand eine Frau, die mich freundlich, aber ein wenig skeptisch musterte. Man konnte ihr die Skepsis nicht verübeln, schließlich bot ich derzeit mit Sicherheit einen etwas seltsamen Anblick.

Endlich fiel mir wieder ein, warum ich überhaupt hier war.

»Hallo! Ich bräuchte zwei Karten für das Pink-Konzert in München«, forderte ich höflich und öffnete bereits siegessicher meinen Geldbeutel.

»Oh, tut mir leid, aber ich habe gerade die letzten zwei verkauft.«

Meine Gesichtszüge entgleisten auf dramatische Weise. »Wie bitte?«

Die Verkäuferin wich beunruhigt einen Schritt zurück.

»Nun ja, sie sind alle weg. Die Karten, meine ich«, sagte sie vorsichtig.

»Wollen Sie mich verarschen?«, stieß ich ungehalten hervor. »Ich habe auf dem Weg hierher mehrmals mein Leben riskiert!« Das war nicht einmal gelogen ...

»Es tut mir wirklich sehr leid«, versuchte die Frau, mich zu beruhigen. Sie hob dabei beschwichtigend die Hände. Ihr Blick huschte kurz zu einer Stelle unter dem Tresen. Vermutlich war dort ein Panikknopf montiert. »Aber ich habe gehört, dass Pink in zwei Jahren nochmals auf Deutschlandtour geht.«

In zwei Jahren? Welch ein Trost! Wer weiß denn schon, was in zwei Jahren alles passieren kann? Vielleicht geht nächstes Jahr die Welt unter, du dumme Kuh!

Ich behielt die Worte für mich und beschränkte mich darauf, wie ein wildgewordener Stier zu schnauben. Die Enttäuschung brach mit voller Wucht über mich herein und drohte, mich zu übermannen. Es fehlte nicht viel und ich hätte mich heulend zu Boden geworfen.

Die Verkäuferin versuchte nochmals, mich irgendwie zu beschwichtigen: »Es ist leider nicht mehr zu ändern. Wenn Sie nur ein paar Minuten eher gekommen wären ...«

Ein paar Minuten?

»Moment! Hat etwa der Typ mit dem roten Shirt die letzten Karten gekauft?«, fragte ich mit zitternder Stimme. »Groß? Dunkelhaarig? Sexy?«

Die Frau überlegte offensichtlich, ob es klug war, mir zu antworten. Sie sah mich mit großen Augen an. Erst als ich Anstalten machte, drohend einen Finger zu heben, nickte sie schnell mit dem Kopf.

Ich gab wohl wirklich einen beängstigenden Anblick.

Mit einem wütenden Zischen stürzte ich mich aus dem Laden und suchte mit irrem Blick die Straße ab. Wo war der Kerl hin? Weit konnte er noch nicht sein.

Wenn ich den erwische, dann ...

Ja, was eigentlich dann?

Keine Ahnung, aber in meiner momentanen Verfassung könnte man mit Sicherheit auf Unzurechnungsfähigkeit plädieren.

Auch nach intensivem Starren konnte ich den Fremden nirgends entdecken. Im Nachhinein war ich ziemlich froh darüber. Die Begegnung hätte wohl mit schwerer Körperverletzung und einer einstweiligen Verfügung geendet.

Mit geballten Fäusten machte ich mich auf den Nachhauseweg. Dort würde ich sofort Vera anrufen und sie zur Schnecke machen. Schließlich war sie schuld an dem ganzen Schlamassel.

Nun, das war so auch nicht ganz richtig, aber irgendwer musste ja Schuld haben.

Kapitel 3

Der Tag ging genauso bescheuert weiter, wie er angefangen hatte.

Die Sonne strahlte; und daher war die Ambulanz Treffpunkt sämtlicher Personen, die ihr Leben lieber im Inneren ihres Hauses verbringen sollten. Fahrradstürze, Trampolinunfälle, unschöne Bekanntschaften mit der Kreissäge und so weiter.

Ich sollte vielleicht noch erwähnen, dass sich unser beschauliches Krankenhaus mitten in einem beliebten Kurgebiet befand und daher Anlaufpunkt für Erholungsgäste und Urlauber aus ganz Deutschland war, was gewisse Probleme hervorrufen konnte. Es wurde immer problematisch, wenn die Mentalität eines Großstädtlers im Kur-Urlaub auf die eines niederbayrischen Kleinstädtlers traf. Dabei spielten Verständnisprobleme zumeist die größte Rolle. Und das hatte nichts mit einem angeblich schwierigen Dialekt zu tun ...

Zum Beispiel wurde uns an diesem Tag im Wartezimmer mit absolutem Unverständnis begegnet, weil der Herr mit dem angesägten Daumen noch vor der Dame mit dem angeschlagenen Knie drangenommen wurde. Welch eine Frechheit! Sie war schließlich schon vor ihm hier gewesen und noch dazu war sie aus Berlin, und überhaupt hatte sie in einer Stunde ihre nächste Anwendung, da musste sie wieder zurück im Kurhotel sein!

Tja, so ein Pech. Die diensthabende Ambulanzschwester – quasi ich – hatte leider keinerlei Mitleid mit der armen Berlinerin und wies sie mit einem Lächeln darauf hin, dass ich sie natürlich sofort drannehmen würde, wenn sie sich einen Finger abgeschnitten hätte. Ich hätte da noch ein scharfes Messer in der Schublade, das ich ihr gerne bringen könnte.

Die Frau schnappte empört nach Luft, während ein anderer Patient – wahrscheinlich ein Niederbayer – neben ihr laut lachte und mir einen kleinen Applaus schenkte. Ich schritt mit erhobenem Haupt davon und war mir durchaus bewusst, dass ich gerade eine saftige Beschwerde riskiert hatte. Eigentlich vertrat ich die Arbeitsmoral, immer freundlich zu meinen Patienten zu sein, aber es gab Situationen, die mir dieses Prinzip unmöglich machten. Vor allem, wenn ich eine solche Laune hatte wie heute.

Natürlich hatte ich Vera sofort angerufen, nachdem ich mich schwer verletzt und enttäuscht in meine Wohnung zurückgeschleppt hatte. Ich hatte ihre Nummer gewählt mit dem Vorsatz, sie ordentlich anzukeifen und unglaublich sauer auf sie zu sein. Als das Gespräch beendet war, bemerkte ich plötzlich, dass sie mich dazu überredet hatte, am Abend wegzugehen und auf mein Leid einen Prosecco zu trinken.

So ein Mist!

Ich konnte beim besten Willen nicht sagen, wie Vera das geschafft hatte. Eigentlich hatte ich absolut keine Lust auf ein nächtliches Gelage. Ja, es war Freitag und vor mir lag ein dienstfreies Wochenende, aber trotzdem war ich keineswegs in Partystimmung. Ich war unausgeschlafen, genervt und der Arbeitstag erwies sich als überaus anstrengend. Außerdem tat mir mein Hintern bei jedem Schritt weh.

Um dreiundzwanzig Uhr stand ich trotz allem mit Vera an einer Bar in der Disco *Go* und versuchte, der Gesamtsituation etwas Gutes abzugewinnen.

*